

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 31

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

4. August

□ □ Ehrenrauschen. □ □

Don Walter Dietiker.

Ein Sommerabend warm und lind,
Und über's Korn streicht sacht der Wind.

Die Halme schwanken schlummerschwer
In seinem Hauche hin und her.

Und leis ersteht des Sommers Lauf
Im Traum nochmals vor ihnen auf.

Sie träumen, wie so manchen Tag
Das Licht wie Gold auf ihnen lag.

Und auch vom Regen, der sie schlug —
Nun ist es Glücks und Leids genug.

Nun freuen sie sich nur noch still,
Daß alles friedlich enden will . . .

In meiner Seele weitem Reich,
In meinem Busen wogt es gleich.

Da wallt ein Traum von Sonnenlicht,
Von Tränen auch, sie fehlten nicht.

Ich weinte sie, weiß nimmer wo —
Nun aber bin ich still und froh.

Und kosend streichelt meine Hand
Die reiche Saat, die mir erstand.

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

17

„Aber Sie sind müde, Herr Born,“ sagte sie, besorgt zu Martin aufschauend. „Sie arbeiten zu viel.“

„Papperlapapp,“ schrie Bianchi. „Kein Mensch arbeitet zu viel. Ist er ein alter Karrengaul, der es nicht mehr wagen darf, sich niederzulegen? Mach mir den Jüngling nicht aufrührerisch. Habe sowieso das Gefühl, als sei er nicht ganz bei der Sache. Menschenkind, zweibeiniges, hören Sie? Sorella, sag's ihm, kann einer Schauspieler, Sänger werden, auf der Bühne stehen ohne das heilige Feuer?“

„Habe ich es nicht?“ fragte Martin verwundert.

„Es ist zu heilig, dein Feuer, du Wassermolch. Tue mehr Menschliches hinein, Leidenschaften, Begierden, Haß und Zorn und Liebe und Eifersucht muß hinein in das heilige Feuer. Rosen und Vergißmeinnicht tun's nicht...“ Das Mädchen erschien unter der Türe.

„Laß Herrn Born jetzt essen, Cesare. Darf ich bitten?“ Sie nahm leise Martins Arm und ließ sich, indem sie ihn leitete, von ihm zu Tisch führen. Mit einer tiefen und schiefen Verbeugung bemächtigte sich Bianchi Lis' Arm.

Sorella schöpfte die Suppe heraus, die von Bianchi Minestra genannt wurde, denn trotzdem er kaum mehr italienisch verstand, beliebte es ihm, die paar Brocken, an die

er sich erinnern konnte, täglich zu gebrauchen. Und in Italien, das wußte er, eröffnete eine Minestra das Essen.

„Wie finden Sie sich in den Wechsel ihres Berufes, ich muß wohl sagen, Ihres Lebens?“ fragte Sorella mit ihrer freundlichen Stimme.

„Oh, es gefällt ihm sehr gut,“ rief Lis rasch. Sorella heftete ihre Augen auf Martin und nickte ihm zu.

„Ich kann eigentlich gar nicht antworten,“ sagte Martin. „Meine Tage sind so ausgefüllt. Ich höre viel Musik und ich liebe sie. Es ist Anregung nach allen Seiten da und viel Interessantes zu sehen und zu hören. Ich bin noch gar nicht dazu gekommen, zu vermissen, was ich aufgegeben.“

„Um so besser. Hoffentlich freuen Sie sich bald, daß Sie es aufgegeben.“

„Hoffentlich,“ sagte Martin und sah auf seinen Teller.

„Jetzt komme ich dran,“ rief Bianchi und blinzelte Lis zu. „Und was sagen Sie zur Stadt?“

„Oh, ich,“ lachte sie strahlend, „ich freue mich jeden Morgen auf den Abend und jeden Abend wieder, daß es Morgen wird.“

„Bravo, bravo, kleine Grille, das nenne ich leben. Es lebe!“

Er schenkte süßen, spanischen Wein in zarte hohe Gläser, und Lis nippte zierlich und trank dem Meister zu. Dann wurde ein eigenartiges Gericht nach dem andern herumgereicht, von dem Lis keine Ahnung haben konnte, was es war. Aber sie warf nur einen einzigen Blick auf Sorellas Hände, und begann sofort geschickt, als hätte sie es hundertmal getan, zu zerlegen. Sie gebrauchte die richtigen Gabeln und Löffel, sie irrte sich nie im Glas, sie hielt ihre Hände genau da, wo sie gehalten werden sollten, kurz, sie kannte alle die kleinen und kleinsten Tafelsitten ohne daß je ein Mensch sie gelehrt hatte. Endlich schälte sie auf zierliche Weise einen goldenen Apfel, ein Juwel um diese Jahreszeit, und legte ihn auf Sorellas Teller.

Martin sah das alles, und fragte sich wieder, bei welcher Fee Lis in die Schule gegangen. Daß sie an solch' fein gepflegter Tafel am Platz war, daß sie da hingehörte, wo ihre Schönheit und ihr glänzendes Wesen zur Geltung kam, daß es seine Aufgabe war, sie an den richtigen Platz zu stellen, wurde ihm von neuem zur Ueberzeugung. Auf ihn kam es gar nicht an.

„Waren Sie schon bei Hellebede,“ fragte Bianchi, entzückt seine gelben chinesischen Kirschgen genießend.

„Noch nicht,“ mußte Martin antworten. Da fuhr der Meister von seinem Holztuhl — er saß auf keinem andern — in die Höhe und stand puterrot vor Martin.

„So benimmt sie sich, diese Mißgeburt,“ schrie er zu Sorella gewandt. „Hast du je ein solches Glasmännchen gesehen?“

„Herr Born ist dein Gast,“ mahnte die Schwester.

„Gast? Du treuer Himmel, Gast! Als ob mich das etwas anginge. Er ist mein Schüler und hat zu gehorchen, meine Fingerzeige zu befolgen, und er tut nicht, was ich ihm befohlen.“

„Ich mußte mich erst an dies neue Leben gewöhnen, Meister, und hatte ja Arbeit genug. Auch eilt es ja nicht mit diesem Besuch, nicht?“

„Nicht, du Sohn einer Negerin,“ schrie Bianchi.

„Mähige dich, Cesare,“ sagte Sorella. „Herr Martin kennt dich ja zwar gut genug, um sich an dein Schimpfen nicht zu kehren, aber nimm dich zusammen.“

Bianchi warf einen erstaunten Blick auf seine Schwester, gehorchte ihr aber auf der Stelle.

„Du hast hier zu befehlen,“ gab er zu. „Die Teller und das Tischtuch und das verfluchte seidene Sofa sind dein. Ich beuge mich.“ Er aß hastig weiter.

„Es ist aber nötig, daß Sie gehen,“ sagte er kurz nachher. „Der Pakt mit dem Direktor muß unterschrieben sein, damit die Reklame einsetzen kann. Einen ersten Winter brauchen Sie den Heellebede, einen zweiten nicht mehr. Benutzen Sie unsere gute Stadt als Sprungbrett, als ersten Tummelplatz für Ihre junge Kunst, sie ist es schon oft gewesen. Gehen Sie ins Theater so oft Sie können. Sehen Sie sich inzwischen die Welt an, durchbohren Sie die Menschen so gut Sie es verstehen, lernen Sie ihnen ab, was Sie brauchen, nehmen Sie sich den ersten Schneider der Stadt, und ich wette... was wette ich? ... ja, ich wette Sorellas vergriffene erste Ausgabe des grünen Heinrich, den Winter darauf singen Sie in der großen Oper in Wien. Ihre Stimme und meine Beziehungen ... kurz, ich wette.“

„Du hast geredet, wie ein Mensch, Cesare, ich bin zufrieden mit dir,“ sagte Sorella. „Kein einziges Schimpfwort. Aber meinen grünen Heinrich lasse ich doch nicht verwetten, oder liegt dir so viel daran?“

„Ach bewahre, Sorelletchen, kleines Eselchen, was denkst du,“ sagte Bianchi gerührt. „Wie sollte ich dir dein Heiligtum nehmen. Wetten wir Champagner, und bleiben wir damit auf der Höhe des richtigen Kavaliere. Was sollte der anderes wetten?“

„Ich glaube immer noch zu träumen, wenn Sie im Ernst so reden, Meister,“ sagte Martin.

„Ich nicht,“ rief Lis, „aber ich freue mich ganz un-menschlich.“

„Wie alt ist sie,“ fragte der Meister leise Martin.

„Sie wird zwanzig.“ Bianchi pffiff behutsam durch die Zähne. „Da ist sie in ihrem Recht, weiß Gott. Man muß jung sein in der Jugend, wenn man im Alter etwas zusehen haben will.“

„Offenbar bist du sehr jung gewesen,“ neckte Sorella den Bruder. Sie hob die Tafel auf, und die Herren begaben sich in das Lesezimmer, während Lis von Sorella in ihr reizendes kleines Empirestübchen geführt wurde, in dem eben für zwei oder drei Personen Platz war. Ein grünes Sofa mit gegitterten Lehnen aus rötlichem Kirschbaumholz, ein sechseckiger Tisch davor, mit einem spinnwebdünnen Filzdeckchen, ein grüner Teppich, auf dem in grauen Medaillons Beilchensträuße zerstreut lagen, ein kleiner, zerbrechlicher Schreibtisch voll geheimnisvoller Fächer und altmodische sonnenbeschienene Bilder an der Wand. Goldgewobene Vorhänge hingen an den Fensterrahmen, eine kostbare Vase stand auf dem Fensterbrett. Die eine Wand voll Bücher füllte dies Kleinod von Stübchen.

„Wollen wir plaudern?“ munterte die alte Dame die junge Frau auf. „Brauchen Sie Rat? Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen? Wünschen Sie Bekanntschaften zu machen?“ Sie sah Lis liebevoll fragend an. Ihr schneeweißes volles Haar, über dem sie ein winziges Häubchen mehr als Schmuck, denn als Schutz trug, glänzte in dem Licht des schmalen Fensters wie Silber. Ihr schmales Gesicht war unsäglich vornehm und gütig zugleich. Lis war ein wenig verlegen. Sie hatte ja Mary, mit der sie alles besprach, was sie wissen wollte. Sie scheute sich, Sorella von dem zu reden, was ihr eigentlich am nächsten lag. Sie fand auch Damen gegenüber nicht den Ton des anmutig Sichgehenlassens, wie es ihr im Gespräch mit Herren natürlich war. Auch wußte sie nicht, was man mit so viel älteren Frauen sprechen konnte. Die Kleider und die Männer waren ihr sicherlich gleichgültig. Vom Theater mochte sie nur allzuviel hören. Lis schwieg daher.

„Danke sehr,“ sagte sie nach einer Weile. Sorella nahm ein großes Bild von einem der Bücherregale und fragte Lis, ob sie es gut finde.

„O, die Unbeterin,“ rief Lis.

„Sie ist eine feine Seele, diese Hute,“ sagte Sorella. „Sie ist voll eigener Gedanken. Sie liest die allerbesten Bücher und läßt sich von ihnen beglücken. Wollen Sie nicht dem jungen Mädchen näher treten? Vielleicht könnten Sie Freundinnen werden.“

„Ach, ich mache mir nicht so sehr viel aus Büchern,“ sagte Lis. „Und eigentlich aus der Musik auch nicht.“

„Aus was denn,“ rief Sorella unvorsichtig, bereute aber die Frage, so bald sie sie gestellt hatte. „Ich vergesse, daß Sie ein junges Menschenkind sind, Sie wollen tanzen und Sport treiben, und sich ein klein wenig den Hof machen lassen, nicht, junge Frau, hab' ich's erraten?“

„Ja,“ lachte Lis, „das möchte ich, und noch viel anderes.“ Im Nebenzimmer hörte man Bianchis licherndes und Martins schönes Lachen.

„Sorella, wir gehen,“ sagte Bianchi unter der Türe. „Wir wollen zusammen eine Wohnung suchen für die Leute da.“

„Sitzt doch noch einen Augenblick,“ bat seine Schwester. „Wie soll die Wohnung denn sein?“

„Ein sehr großes Musikzimmer, alles andere ist Nebensache,“ rief Bianchi heftig, denn er ahnte, daß das andere in den Augen der Frauen durchaus nicht Nebensache sei.

„Gewiß, da hast du ganz recht,“ gab aber Sorella zu. „Herr Born wird bald viele Schüler haben, sein Musikzimmer muß groß sein.“ Bianchi fiel ihr ins Wort.

„Nicht viele Schüler, meine Allergütigste, aber schwere Schüler, solche die doppelt wiegen, die oben stehen und ihm nützen können.“

„Und doch auch gute Stimmen haben,“ wandte Martin ein. Der Meister machte große Augen.

„Bapperlapapp,“ rief er. „Was geht dich ihre Stimme an?“

„Biel,“ sagte Martin. „Ich werde zuerst darnach fragen.“

„Tue es, du Esel,“ schrie der Meister. „Meinetwegen, du Knote du.“ Ein Blick von Sorella.

„In Gottes Namen! Tu' was du nicht lassen kannst,“ bog er ein. „Und die Ausstattung?“

„Leder,“ rief Lis. „O bitte, Leder. Ich sah in einer Ausstellung ein solches Musikzimmer, weiche, lederne Vorhänge, dunkelviolette Möbel, und den Flügel mit Perlmutter eingelegt.“

„Ich verbeuge mich,“ sagte Bianchi. „Sie verstehen es.“ Er bog sich fast zur Erde, „Teppiche auf dem Flur, selbstverständlich persische.“

„Aber, lieber Meister, ich habe das Geld nicht zu dem allem. Schulden will ich keine machen . . .“

„Sind das Schulden? Wenn ein Arzt sich niederläßt, und stattet sich aus, sind das Schulden? Wenn ein Kaufmann ein Geschäft kauft, und muß Geld haben, sind das Schulden? Das alles strecke ich dir vor. Einer muß es tun, und Wuchergeld soll dir vom Leibe bleiben. Geschenk ist es nicht, ich werde mich vorsehen.“ Bianchi holte sich eine Zigarette heraus, und sah bittend zu Sorella hinüber.

„Im Schackkästchen? Aber meinerwegen, für einmal.“ Der Bruder dankte mit Kopfnicken.

„Also weiter. Einen Salon, oder meinerwegen ein Damenzimmer, das ist moderner. Auch ein Herrenzimmer. Du empfängst, du siehst deine Freunde bei dir — ich werde dir helfen, sie auszuwählen. Die kleine Frau da stehen wir in Spitzen oder Krimsstrams, oder wie das Ding heißt.

Ihr macht Besuche.“ Martin seufzte. „Er seufzt, der Molch. Sorella, hast du je einen solchen Knoten gesehen? Dann das Geschäftliche: Die Kritik, die Reklame, die Claque, das alles werde ich dir austreiben. Es müßte mit dem Beelzebub zugehen, wenn du nicht mit einem Schlag wie eine Rakete aufstiegst. Und zudem braucht es das alles gar nicht bei deiner Stimme.“

„Dann wollen wir es doch lieber lassen,“ bat Martin.

„Ich sage nur: Esel. Objektiv gesprochen. Ist es je ohne Brimborium gegangen? Also. Und jetzt leben Sie wohl, reizendes Messchen, lebe wohl, Sorella, meine Königin.“ Er küßte Lis die Hand, und verbeugte sich vor seiner Schwester. Martin reichte ihr die Hand, und sie drückte sie herzlich.

„Auf heute abend halb acht Uhr, bitte.“ Auch Lis verabschiedete sich und ging hinauf in ihre Zimmer, die Sorella jeden Morgen mit Blumen schmücken ließ. Die Männer gingen am See entlang.

Lis wollte sich an eine Arbeit setzen, als sie mit einem leisen Freudenruf vom Fenster zurücktrat. Sie hatte eben Mary über die Straße gehen sehen. In wenigen Minuten konnte sie oben sein. Lis betrachtete sich rasch im Spiegel. Ihr Haar glänzte und lockte sich um die Stirne, ihr Hals hob sich schlanke und anmutig aus dem großen Kragen, die Umrisse ihrer Gestalt waren schmal und lang, wie es der Geschmack des Tages vorschrieb. Ein paar Stäublein Puder, die Handschuhe, ein Blick auf die Schnallenschuhe aus Glanzleder und hellem Tuch, und Lis eilte hinaus, um Mary auf der obersten Treppenstufe zu begrüßen. Beide maßen einander eine Sekunde lang, und beide fanden sich an Schick und Eleganz einander überlegen, und jede behauptete der andern gegenüber das Gegenteil. Sie raufchten die Treppe hinunter, und gingen bald die breite Hauptstraße der Stadt entlang. Sie fielen auf, und durften mit der Zahl und der Qualität der bewundernden Blicke zufrieden sein, die wiederum eine jede für sich in Anspruch nahm, aber aus Höflichkeit der andern zuschob. So war eine jede zufrieden.

Zwischen fünf und sechs Uhr erwartete Martin seine Schülerin in Bianchis Gartenhaus. Er freute sich jedesmal auf diese Stunde, denn von Hute van Adel ging ein Strom von Wahrheit und Idealismus und eine Fülle von Poesie aus. Von den ersten Worten an, die sie zu ihm gesprochen, wußte er, daß er ihr gegenüber so sein konnte, wie er war, und daß sie verstehen würde, daß er nicht anders sein konnte. Was Hute sagte, war einfach, wie ihre Gedanken. Sie freute sich an allem ganz. Sie gab sich selbst in allem ganz, und wenn es sich auch nur um ein Musikstück handelte, das sie einüben sollte, oder um ein Buch, das sie las. Sie wollte ein Buch lieben, nicht nur lesen. Oder auch hassen, und dann verbrannte sie das Buch sofort. So standen auf ihrem Bücherbrett lauter Freunde, von denen jeder ein Gewand trug, das sie selbst gewählt. Sie liebte ihre Bücher nie aus. Sie war unglücklich, wenn ihr Geigenlehrer ihr ein Stück empfahl, das sie nicht hinriß. Sie vermochte es nicht, sich zu überwinden, und brachte das Heft in der nächsten Stunde zurück. Schalt der heftige Lehrer, so wurde Hute blaß, entschuldigte sich aber nicht.

(Fortsetzung folgt.)